

Der Polier

Herausgegeben von der Gewerkschaft Unia

**Das Fachmagazin
für Baupoliere
und Vorarbeiter.**

März 2020



Bern: Grossbaustelle Inselspital

Seite 6-9

Umfrage Termindruck – «Wir stehen ständig unter Strom»

Überwachung – Was ist erlaubt, was verboten?

Baustoff-Recycling – Aus Schutt neue Häuser bauen

Inhaltsverzeichnis

Umfrage Termindruck
«**Wir stehen ständig unter Strom**»
Seite 3

Bau-Branche von morgen
Polier-Austausch Schweiz-Deutschland
Seite 4

GPS und Kamera
Big Brother auf dem Bau
Seite 5

Inselspital Bern
Das Spital als Grossbaustelle
Seite 6

Baustoff-Recycling
Aus Schutt und Schrott neue Häuser bauen
Seite 10

Bauwirtschaft umbauen
Gut fürs Klima, gut für die Bürzer
Seite 11

Polier-Porträt Daniel Imgrüth
Der Mann für die spezielleren Objekte
Seite 12

Impressum

Redaktion: Pepo Hofstetter (ph),
Chris Kelley (ck)

Redaktionelle Mitarbeit: Michael Stötzl
(ms)

Fotos: Manu Friederich, Michael Schoch,
Unia-Archiv

Titelbild: Manu Friederich

Gestaltung und Druck: Printoset, Zürich

Herausgeber: Unia Zentralsekretariat,
Sektor Bau, Weltpoststrasse 20,

3000 Bern 15

Redaktionsschluss: 29. Februar 2020

Auflage: 4250 Exemplare

Editorial

Ein gutes Klima für Arbeit und Leben



Kaum ein Thema beschäftigt die Welt derzeit so sehr wie die Klimakrise.

In vielen Ländern tragen die Gewerkschaften die Proteste für mehr Klimaschutz mit. Das ist wichtig. Und zwar nicht nur, weil sich mit den Gewerkschaften ein wichtiger Player der Gesellschaft hinter das Anliegen stellt oder dadurch die Zahl der Kundgebungsteilnehmenden wächst. Sondern weil es die Stimme der Arbeitnehmenden – die Mehrheit der Bevölkerung auf dieser Erde – in dieser Diskussion ganz dringend braucht.

Die junge englische Ökonomin Grace Blakeley sprach sich kürzlich in einem Interview vehement für einen stärkeren Klimaschutz aus. Doch gleichzeitig kritisierte sie einen in vielen Debatten vorherrschenden «moralisierenden» Klimaschutz, der nur nach «etwas mehr individuellem Recycling» rufe. Mit anderen Worten: Wir brauchen einen Klimaschutz, der sich nicht darauf beschränkt, individuelle «Opfer» einzufordern. »Opfer«, die sich oft nur privilegierte Kreise leisten können. Es braucht tiefergehende Veränderungen. Veränderungen, welche die sozialen Interessen der Arbeitnehmenden und die ökologischen Bedürfnisse des Planeten unter einen Hut bringen.

Unsere Branche – der Bau – kann hier eine wichtige Rolle spielen. Dazu gibt es bereits spannende Beispiele in diversen Ländern: die systematische energetische Sanierung von Gebäuden, der weitere Ausbau von Bahnverbindungen, der konsequente Einsatz von rezyklierten Baustoffen, die Erstellung von Solar- und Windparks und vieles mehr. Davon würde nicht nur das Klima profitieren, es entstünden auch zahlreiche Jobs.

Damit unsere Jobs nicht nur klima-, sondern auch arbeitnehmerfreundlich sind, braucht es parallel soziale Verbesserungen. Also zum Beispiel: Arbeitsunterbruch bei gefährlicher Hitze oder Schlechtwetter ohne Lohnneinbussen, Eindämmung der widersinnigen Herumreiserei, indem die Reisezeit klar als Arbeitszeit gilt, und anderes mehr (siehe Seite 11). Auch über eine grundsätzliche Anpassung der Arbeitszeit zugunsten der Arbeitnehmenden müsste diskutiert werden.

Doch nichts von all dem werden wir geschenkt bekommen. Denn wenn wir uns für die Interessen der Arbeitnehmenden und des Klimas einsetzen, tangieren wir rasch entgegengesetzte Interessen. Einige wenige verdienen ganz viel, wenn sie hemmungslos CO₂-Emissionen produzieren und ihre Angestellten 10 Stunden pro Tag arbeiten lassen können.

Doch es lohnt sich, dafür einzustehen. Damit wir ein gutes Klima haben. Und zwar eins, um leben, arbeiten und bauen zu können.

Mit freundlichen Grüßen

A handwritten signature in black ink, appearing to read "Chris Kelley".

Chris Kelley
Co-Leiter Sektor Bau der Unia

Resultate der grossen Termindruck-Umfrage

«Wir stehen ständig unter Strom»

Von Juni bis Oktober 2019 hat die Unia eine grosse Umfrage zu Termindruck auf dem Bau durchgeführt. Das Thema bewegt: Über 12 000 Bauarbeiter und Poliere haben teilgenommen. Die Resultate bestätigen: Termin- und Zeitdruck sind ein wachsendes Problem mit oftmals gefährlichen Folgen.

(ck) Es ist eine allgemein bekannte Tatsache auf dem Bau: Die Termine sind enger geworden, der Zeitdruck ist gestiegen. Immer mehr Bauherren – private wie öffentliche – geben immer knapere Fristen vor. Diese Entwicklung bestreiten auch viele Baufirmen nicht – im Gegenteil. Doch wegen des hohen Konkurrenzdrucks akzeptieren viele die vorgegebenen Fristen, um den Zuschlag zu erhalten – egal, wie (un)realistisch die Planung ist.

Doch was im Büro geplant wird, muss anschliessend auf der Baustelle umgesetzt werden. Es sind die Arbeitnehmenden, die tagtäglich auf der Baustelle sind und das Projekt aus dem Boden stampfen, die die Folgen des steigenden Termindrucks ausbaden müssen.

Hohe Beteiligung

Im Frühling 2019 beschlossen deshalb die aktiven Bauarbeiter und Poliere der Unia, das Problem anzugehen. In einem ersten Schritt lancierten sie eine

«Die Projekte werden immer ambitionierter, die Teams auf der Baustelle jedoch immer kleiner. Wir stehen ständig unter Strom.»

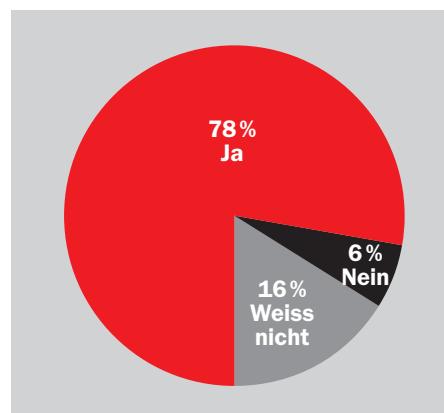
große Umfrage. Das Ziel: ein genaueres und repräsentatives Bild der Situation erhalten.

Nun sind die Resultate da. Sie wurden erstmals an der Unia-Berufskonferenz Bau Ende November in Bern präsentiert. Zwischen Juni und Oktober nahmen insgesamt 12 203 Bauarbeiter und Poliere teil. Das entspricht rund 15 Prozent aller Bauarbeiter. Die grosse Mehrheit hat die Umfrage vor Ort, auf der Baustelle ausgefüllt, ein kleinerer Teil online.

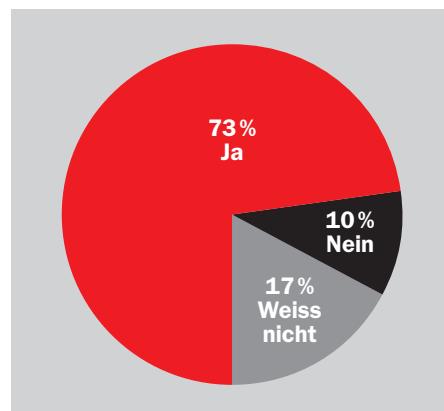
Gefahr für Gesundheit, Qualität und Sicherheit

«Wenn wir auf einer Baustelle mit der Arbeit beginnen, gibt es aufgrund von Planungsfehlern oder unvorhersehbaren Umständen oft schon eine Verspätung, und wir sollen dann den Rückstand aufholen», sagt der 22-jährige Marius, ein angehender Maurer. «Das geht nur auf Kosten unserer Gesundheit und der Arbeitssicherheit.»

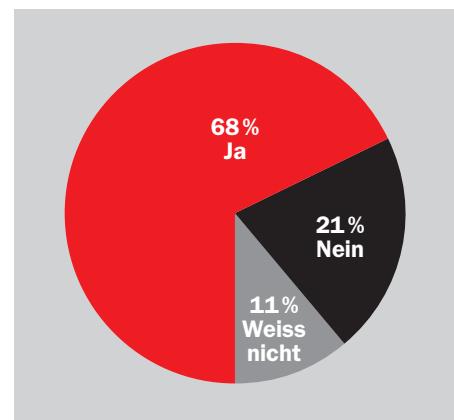
78 Prozent der Befragten teilen diese Meinung und bestätigen, dass der Termindruck in den letzten Jahren zugenommen hat. Für 73 Prozent führt der steigende Termindruck zu mehr Stress. Bei 68 Prozent wirkt er sich negativ auf das Familienleben und die Freizeit aus.



Hat der Termindruck auf den Baustellen in den letzten Jahren zugenommen?



Wenn ja, führt der steigende Termindruck für dich zu mehr Stress?



Hat der steigende Termin- und Zeitdruck eine Auswirkung auf dein Leben außerhalb der Arbeit (Familie, Freizeit)?

Was die konkreten Auswirkungen des Termindrucks betrifft, konnten die Teilnehmenden von elf Optionen drei ankreuzen und/oder andere ergänzen. Hier gab es klare Tendenzen:

- die Gesundheit kommt unter Druck (55% aller Teilnehmenden),
- die Qualität der Arbeit sinkt (52%),
- die Arbeitssicherheit leidet (51%).

Weitere häufig genannte Punkte waren: immer längere Reisezeiten; Arbeiten auch bei Schlechtwetter; die Stimmung im Team leidet; nie wissen, wann man am Abend zu Hause ist.

Bauarbeiter Giuseppe, 49, fasst den Termindruck so zusammen: «Wir bauen die Schweiz! Doch unter dem heutigen Stress leidet die Qualität unserer Arbeit. Das ist keine Zukunft für unsere Branche.»

Poliere zusätzlich unter Druck

Gerade wenn es um Termin- und Zeitdruck geht, sind die Poliere besonders betroffen. Wir haben sie deshalb in einer zusätzlichen Umfrage gefragt, wie sich der Druck auf sie auswirkt. Die wichtigsten Ergebnisse (Zustimmung in Prozent):

- knappe Termine sind eine starke Belastung (81%).
- Bauherren verlangen zunehmend unrealistische Termine (83%).
- selbst bei verzögertem Baubeginn bleiben die Endtermine unverändert (78%).
- oft fehlen die Ressourcen, um Termine ohne Überstunden und Samstagsarbeit einzuhalten (64%).

- Termine werden manchmal während des Bauens vorverschoben (66%).
- aufgrund von Termindruck gibt es zu wenig Zeit für die Arbeitssicherheit (61%).
- die Meinung des Poliers soll bei der Terminplanung stärker miteinbezogen werden (88%).

Polier Mauro, 46-jährig und seit 30 Jahren auf dem Bau, schildert die Situation wie folgt: «Die Pläne kommen zu spät, sind unvollständig und ändern permanent. Die Projekte werden immer ambitionierter, die Teams auf der Baustelle jedoch immer kleiner. Wir stehen ständig unter Strom. Das ist die Realität auf immer mehr Baustellen heutzutage.»

Ein frisch diplomierte Polier, der an der Berufskonferenz Bau vom letzten November teilgenommen hat, doppelt

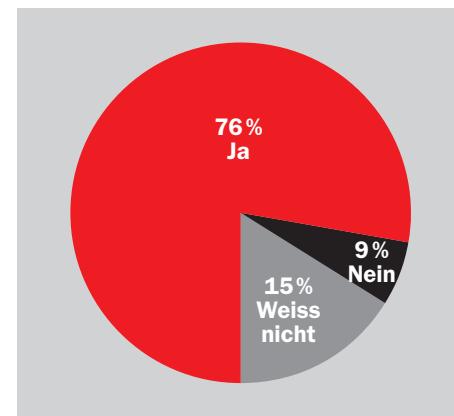
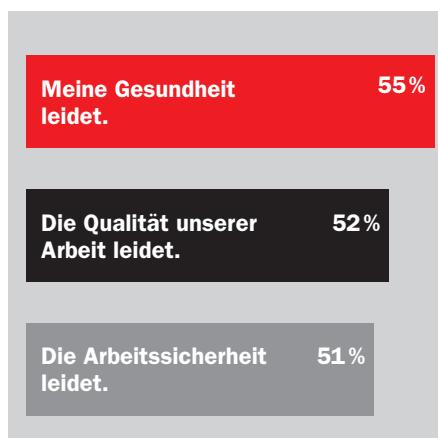
Landsgemeinde Bau

Wir erreichen dann etwas, wenn Betroffene zu Beteiligten werden. Das gilt insbesondere für die Poliere! Willst du an der Landsgemeinde Bau vom 6. Juni teilnehmen? Dann melde dich bei deiner lokalen Unia-Sektion oder schreib ein Mail an chris.kelley@unia.ch

nach: «Die Zeitfrage – wie sehen unsere Arbeitszeiten aus und wie viel Zeit haben wir, um gute Arbeit machen zu können – das ist die Frage unserer Generation auf dem Bau.»

Versammlungen in der ganzen Schweiz

Die Ergebnisse der grossen Umfrage bestätigen den Eindruck, den viele bereits hatten: Der Termindruck ist eine Gefahr für die Branche, für die Gesundheit, für die Arbeitssicherheit und für die Qualität. Jetzt muss das Problem angepackt werden, fordern 76 Prozent der befragten Bauarbeiter und Poliere.



Sollen wir gemeinsam etwas gegen den steigenden Termin- und Zeitdruck tun?

Derzeit organisiert die Unia in allen Regionen der Schweiz Versammlungen, an denen die Umfrage-Ergebnisse sowie mögliche Forderungen an Bauherren und Baumeister diskutiert werden. Diese Diskussionen werden anschliessend an einer grossen Landsgemeinde Bau zusammengetragen. Sie findet am 6. Juni 2020 in Bern statt.

«Die Zeitfrage – wie sehen unsere Arbeitszeiten aus, wie viel Zeit haben wir, um gute Arbeit zu machen – das ist die Frage unserer Generation auf dem Bau.»

Digitalisierung und die Bau-Branche von morgen

Polier-Treffen Schweiz-Deutschland

Die Bauwirtschaft – und damit das Arbeitsfeld der Poliere – ist in Bewegung. An einem grenzüberschreitenden Austausch haben Ende Februar Poliere aus der Schweiz und Deutschland intensiv über die Zukunft diskutiert.

(ck) Neue Techniken, neue Möglichkeiten, aber auch neue Herausforderungen: Die Digitalisierung und alles, was sie mit sich bringt, verändert die Bau-Branche mit rasantem Tempo. Wie bei jeder technischen Veränderung stellt sich auch hier die Frage: Was bedeutet sie für die Arbeitnehmenden, die täglich auf der Baustelle tätig sind? Wie verändert sie ihren Alltag?

Bei einem grenzüberschreitenden Treffen haben Poliere aus der Schweiz und Deutschland darüber in Freiburg im Breisgau (D) engagierte, aber auch kontroverse Diskussionen geführt. Begleitet wurden sie dabei vom renommierten

Digitalisierungsexperten Professor Gerhard Syben vom Forschungsinstitut für Beschäftigung, Arbeit und Qualifikation (baq) in Bremen. Syben ist Autor u.a. von «Arbeit 4.0 in Bauunternehmen». Der Austausch wurde gemeinsam von der Unia und der deutschen Gewerkschaft IG BAU organisiert.

Vorläufiges Fazit: Digitalisierung kann für die tägliche Arbeit der Poliere eine Chance sein und Erleichterung bringen, sie kann aber auch zusätzliche Belastungen mit sich bringen. Es kommt auf uns an, dass wir gemeinsam die Stimme der Arbeitnehmenden in die Debatte einbringen.

Einige Forderungen, die bereits diskutiert wurden, sind:

- Termine müssen – wo technisch möglich – ohne Nacht- und Wochenendarbeit realisierbar sein.
- Bei Planungsänderungen, Planungsfehlern oder sonstigen externen Verzögerungen müssen die Endtermine nach hinten verschoben werden.
- Termine dürfen nicht ohne Rücksprache und Einverständnis der beteiligten Bauarbeiter und Poliere vorgezogen werden.
- Es braucht klare Kriterien für die Arbeitsunterbrechung bei Schlechtwetter und extremer Hitze. Bei Unterbrüchen müssen die Termine entsprechend nach hinten geschoben werden.
- Es braucht Verbesserungen bei den Arbeits- und Reisezeiten, die im Landesmantelvertrag (LMV) geregelt sind.

Big Brother auf dem Bau: Was ist erlaubt, was verboten?

Es gibt immer mehr Möglichkeiten, Beschäftigte am Arbeitsplatz zu überwachen. Gleichzeitig haben alle ein Anrecht auf Schutz ihrer Privatsphäre, auch bei der Arbeit. Welchen Schutz bietet das Gesetz? Was darf ein Arbeitgeber, was nicht, wo sind ihm Grenzen gesetzt?

Ab dem Aufstarten des Motors des Dienstautos bis zur Rückkehr kann der Arbeitgeber seine Beschäftigten überwachen. Dank dem Global Positioning System (GPS) weiss er, wann sie zu Hause losgefahren sind, welchen Weg sie genommen, wann sie die Baustelle erreicht und wieder verlassen haben. Mit Infrarot-Sensoren, wie sie letzten Frühling in Büros der Hochschule Luzern entdeckt wurden, kann man feststellen, ob und wie lange jemand in einem Raum war, zum Beispiel der Baracke. Die Kamera auf der Baustelle, die es «dem Kunden erlauben soll, den Fortschritt des Baus zu verfolgen», überwacht gleichzeitig, wer an der Arbeit ist und wer nicht, wer regelmässig eine Zigarettenpause einschaltet oder auf die Toilette geht. Technisch ist es einem Arbeitgeber auch möglich, Telefongespräche mitzuhören oder aufzunehmen, die über das Arbeitshandy geführt werden. Mit der GPS-Ortung im Diensthandy wurden in Frankreich die Velokurier/innen des Food-Lieferdienstes Deliveroo diskret ausspioniert. Aufmüpfige Angestellte wurden unter fadenscheinigen Vorwänden gemassregelt und zur Kündigung gedrängt. Schöne Aussichten!

Das Gesetz ist klar

Es gibt zahlreiche technische Möglichkeiten, Angestellte auszuspionieren und ab und zu werden sie dazu missbraucht. Doch es ist völlig illegal. Gemäss Artikel 328 des Obligationenrechts ist der Arbeitgeber verpflichtet, «die Persönlichkeit des Arbeitnehmers zu achten und zu schützen». Dazu gehören persönliche Integrität, Privatsphäre und Würde. Die Verordnung 3 zum Arbeitsgesetz präzisiert: «Überwachungs- und Kontrollsysteme, die das Verhalten der Arbeitnehmer am Arbeitsplatz überwachen sollen, dürfen nicht eingesetzt werden.» Fazit: Arbeitnehmende haben auch am Arbeitsplatz ein Anrecht auf den Respekt ihrer Privatsphäre und der Arbeitgeber muss sein Möglichstes tun, diese zu schützen.

GPS-Überwachung im Dienstauto

Das Bundesgericht, die höchste juristische Instanz der Schweiz, hat sich vor einigen Jahren zur Frage des Einsatzes von GPS geäussert (BGE 130 II 425). Dabei ging es um ein Unternehmen mit etwa 15 im Aussendienst tätigen Serviceleuten. Die Fahrzeuge dieser Techniker wurden zur Koordination mit

dem GPS-System ausgerüstet, wogegen sich ein Angestellter wehrte. Das Gericht hielt in seinem Urteil fest, die Überwachung mit GPS könne eine schwerwiegende Verletzung der Privatsphäre bedeuten. Der Arbeitgeber dürfe die Benützung des Dienstautos mittels GPS nur während der Arbeitszeit überprüfen, dies nur sporadisch mittels Stichproben und nachträglich. Eine permanente Echtzeit-Überprüfung oder eine Überprüfung ausserhalb der Arbeitszeit sind gemäss Bundesgericht nicht zulässig.

Videoüberwachung auf der Baustelle

Der Einsatz von Kameras ist ebenfalls reglementiert. Kameras, die das Verhalten der Arbeitnehmenden am Arbeitsplatz kontrollieren, dürfen grundsätzlich nicht eingesetzt werden. Insbesondere dürfen sie weder Pausen- bzw. Ruhezonen noch Toiletten überwachen. Wenn überhaupt, dürfen Kameras nur aus Sicherheitsgründen oder zur Kontrolle sensibler Orte wie Sprengmitteldepots verwendet werden. Ein Kunde, der die Fortschritte auf der Baustelle verfolgen will, muss dies vor Ort tun. Und wenn eine Kamera nur Fotos schiesst, muss sie dies ausserhalb der Arbeitszeit tun.

Widerrechtliche Aufnahme von Gesprächen

Schliesslich ist auch die Aufnahme von Telefongesprächen ohne vorgängiges Einverständnis der Betroffenen gemäss Artikel 179 des Strafgesetzbuches verboten. Laut dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) darf ein Arbeitgeber selbst auf einem Gerät, das er zur Verfügung gestellt hat, private Mitteilungen seiner Angestellten nicht lesen.

Gesetz und Rechtsprechung sind also klar: Der Einsatz neuer Technologien zum Ausspionieren von Angestellten ist illegal. Leider halten sich zu viele Arbeitgeber nicht an dieses Verbot. Es liegt an den Beschäftigten, sich zusammen mit ihrer Gewerkschaft für ihre Rechte einzusetzen, am Arbeitsplatz oder vor Gericht.



Immer mehr Überwachung: Das Ausspionieren der Beschäftigten ist klar illegal.

Foto: Shutterstock

François Clément

Das Spital als Grossbaustelle

Am Inselspital in Bern wird derzeit nicht nur operiert und untersucht, sondern auch gehämmert, gebohrt und betoniert. Es ist eine Grossbaustelle der Superlative. Nach dem Aushub einer gigantischen Baugrube im letzten Jahr wächst derzeit das neue achtzehnstockige Hauptgebäude rasant in die Höhe. Grossbaustelle und Spitalbetrieb unter einen Hut zu bringen, ist eine heikle Gratwanderung.

Eine kalte Bise bläst uns um die Ohren, als wir Ende Januar die Grossbaustelle BB12 des Inselspitals in Bern besuchen. Zusammen mit drei Bauverantwortlichen – der stellvertretende Gesamtprojektleiter Reto Vital, Hans Ruchti, Leiter Realisierung des Generalplaners Archipel sowie Polier Paolo Silvestro von der Firma Strabag – steigen wir auf die Ebene E des Rohbaus hoch. Auf der riesigen Fläche herrscht emsiges Treiben, Verschalungen werden gezimmert, Eisen verlegt, vorgefertigte Betonelemente verbaut. Durchschnittlich rund hundert Arbeiter sind hier im Einsatz und ziehen den Rohbau des neuen Spithauptgebäudes hoch.

Noch vor wenigen Monaten klaffte hier eine riesige Baugrube, jetzt ist bereits das fünfte Stockwerk gebaut. Es ist ein

aussichtsreicher Arbeitsort, mit schöner Sicht auf Stadt und Berge. «Bisher hatten wir auch Glück mit dem Wetter»,

«Belohnen statt strafen: Statt Konventionalstrafen gibt es auf der Baustelle Boni.»

sagt Polier Paolo Silvestro. In diesem Winter hätten sie bisher nur einmal wegen Schneefalls nicht betonieren können, «es war typischerweise an einem Freitag dem Dreizehnten (Dezember)». Silvestro ist einer der vier Poliere auf dem Baufeld und für die Baumeisterar-

beiten verantwortlich. Sechs Stockwerke wird der rund 70 mal 76 Meter grosse Sockel des neuen Gebäudes dereinst zählen, darauf stehen zwei grosse Türme mit nochmals je zehn Etagen à 43 auf 49 Metern. «Für ein Stockwerk des Sockels brauchen wir 22 Arbeitstage», sagt Silvestro, «für die Geschosse der beiden Türme etwa je 16». Im Sockel des neuen Gebäudes werden ab 2023 verschiedene Fachkliniken sowie das Schweizerische Herz- und Gefässzentrum untergebracht, in den beiden Türmen Patientenzimmer und Büros.

Hohe Anforderungen

Das neue Hauptgebäude ist das Herzstück des Insel-Masterplans «Szenario 2025», der verschiedene Neubauten und Generalsanierungen umfasst. «Unser Ziel ist es, die Abläufe im Spitalbetrieb mit schlankeren Strukturen und kürzeren Wegen für Patient/innen und Beschäftigte zu verbessern und es besser ins Quartier einzubetten», sagt der stellvertretende Gesamtprojektleiter Reto Vital, «daraus ist dann der Bauplan entstanden.» Ein Spitalgebäude könne



Rasantes Tempo: Für ein Stockwerk des grossflächigen Sockels brauchen die rund hundert Arbeiter 22 Tage.



Extreme Platzverhältnisse: Das Material muss genau auf Zeit angeliefert werden, dann wenn es gebraucht wird.

nicht gleich gebaut werden wie ein Verwaltungsgebäude oder ein Wohnhaus: «Die Anforderungen an die Layouts für optimale Prozesse, Materialisierung, Technik und die Flexibilität für zukünftige Entwicklungen sind in einem Spital viel höher».

Im Rahmen des neuen Masterplans bereits gebaut ist das Theodor-Kocher-Haus. Es beherbergt vorüberge-

hend die Frauenklinik, deren Stammhaus totalsaniert wird. Später wird das Theodor-Kocher-Haus nochmals um fünf Etagen aufgestockt und das Tumorzentrum beherbergen.

Der Sandkasten ist etwas grösser geworden

Der Bau am neuen Hauptgebäude begann vor gut zweieinhalb Jahren, am 6. Juni 2017. «Zuerst mussten wir das alte Gebäude, die Poliklinik 2, zurückbauen, dann begann der Aushub», erzählt Hans Ruchti vom Generalplaner Archipel. «Die bis zu 18 Meter tiefe Baugrube sicherten wir mit 400 Pfählen und 750 Ankern ab». Ab November 2018 wurde die Bodenplatte erstellt; sie ist 1,74 Meter dick und ruht auf 220 Pfeilern. Ruchti erzählt gerne, er mag die Baustelle: «An grossen Baumaschinen freute ich mich schon als Kind, jetzt ist der Sandkasten einfach etwas grösser geworden». Tatsächlich: das neue Hauptgebäude ist mit einer Höhe von gut 60 Metern zwar leicht kleiner als das heutige Bettenhaus (67 m), weist aber mit insgesamt 82000 Quadratmetern fast die doppelte Fläche auf. Insgesamt werden hier über 56000 Kubikmeter Beton und 8200 Tonnen Armierungen verbaut. Kostenpunkt: über eine halbe Milliarde Franken.

Seit der Grundsteinlegung im letzten Sommer wächst das Gebäude rasant in

die Höhe, gleichzeitig hat in den drei Untergeschossen der technische Innenausbau begonnen. Im U2 werden ab Frühling Grossgeräte für die Haustechnik installiert; das U3 dient ebenfalls ab Frühling als Handwerkermagazin. Bereits wurden auch vier grosse Rolltreppe geliefert. Sie stehen gut verpackt in den Untergeschossen bereit. Nach Abschluss der Bauarbeiten hätten sie nicht mehr so leicht ins Gebäude gebracht werden können. Läuft alles nach Plan, findet im Spätherbst die Aufrichtete statt. Die Inbetriebnahme des Spitalbetriebs ist für 2023 vorgesehen, anschliessend wird das alte Bettenhaus Stock um Stock zurückgebaut und ein Park als Fruchfolgefläche errichtet.

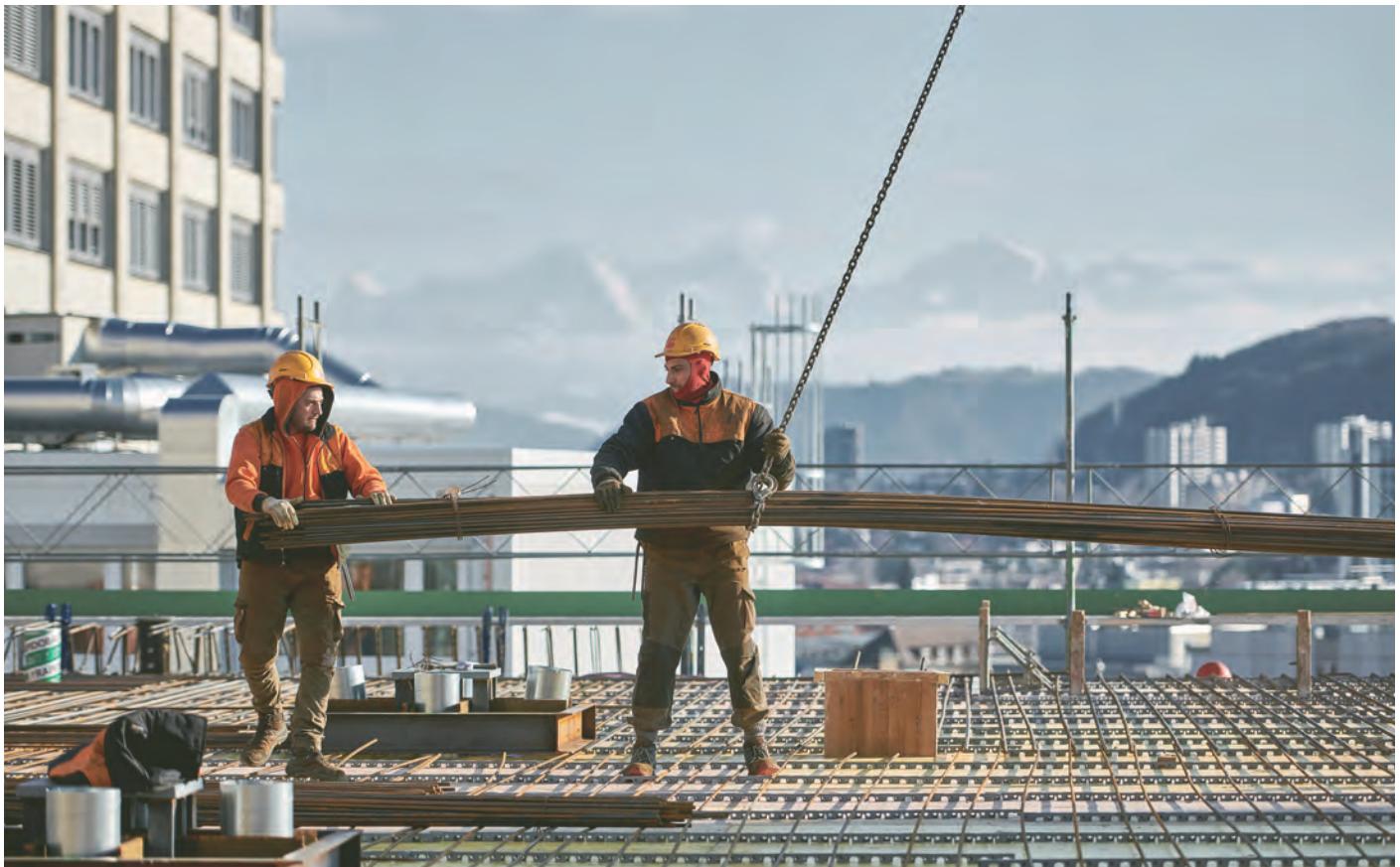
Herausforderung Spitalbetrieb

Beim Inselspital wird also noch lange gebaut. Doch wie verträgt sich die Grossbaustelle mit dem laufenden Spitalbetrieb? Zumal das alte Bettenhaus teils blass fünf Meter vom Neubau entfernt ist? Das Inselspital betreut jährlich über 300000 PatientInnen, und 44000 von ihnen brauchen ein Bett; hinzu kommen an die 10000 Beschäftigte.

«Es ist eine Gratwanderung», räumt der stellvertretende Gesamtkontrakteur Vital ein. «Der Spitalbetrieb und die Sicherheit haben immer Vorrang, gleichzeitig versuchen wir, dem Bau möglichst wenig Hindernisse in den Weg zu le-



«BIM ist für mich eine grosse Erleichterung, insbesondere bei der Arbeitsvorbereitung»: Polier Paolo Silvestro von der Firma Strabag.



Baustelle mit Fernsicht: Für das neue Hauptgebäude des Inselspitals werden über 56 000 Kubikmeter Beton und 8200 Tonnen Armierungen verbaut.

gen.» Das sei nicht immer einfach. Insbesondere beim Rückbau des alten Gebäudes und beim Aushub habe es viel Staub gegeben, den man mit permanenter Bewässerung und Wassernebeln bekämpfte. Hinzu kamen Vibratoren, was eine gute Absprache zwischen Bauleitung und Medizinern bei heiklen Operationen erforderte. «Insgesamt gab

es aber keine schwerwiegenden Probleme, alles wird genau überwacht», sagt Vital. Um die Beeinträchtigung durch Lärm einzuschränken, seien zudem fixe Ruhezeiten festgelegt worden: eine Stunde am Mittag und von abends um halb sechs bis morgens um sieben Uhr. Gegen indiskrete Blicke in Patientenzimmer wird parallel zum Gebäude ein

Vlies als Sichtschutz hochgezogen. Ab Mitte Februar werden ihn zwei gigantische Wimmelbilder zieren.

Schwierige Platzverhältnisse

Die zweite grosse Herausforderung auf der Baustelle sind die engen Platzverhältnisse mitten in der Stadt. «Das ist wirklich extrem», sagt Polier Silvestro,

Recyclingbeton und Gratisflaschen

(ph) Das Inselspital wird gemäss eigenen Angaben das grösste Spitalgebäude der Schweiz sein, das den Kriterien des Labels Minergie-P-Eco entspricht. Der Zusatz «Eco» ergänzt den Minergie-Standard mit den Themen Gesundheit und Bauökologie und befasst sich unter anderem mit den Aspekten Tageslicht, Innenraumklima, graue Energie, Schadstofffreiheit und nachhaltiges Gebäudekonzept. P steht für maximale Ansprüche bezüglich Qualität, Komfort und Energie. «Der Neubau auf dem Baubereich 12 diente als Pilotprojekt, um das Minergie-P-Eco-Label zusammen mit der Zertifizierungsstelle weiterzuentwickeln, so dass es auch für komplexe Spitalbauten anwendbar ist», heisst es dazu im Insel-Jahresbericht 2017.

«Eine Vorgabe des Eco-Labels ist, dass wir bei jenen Bauteilen, die sich dafür eignen, mindestens 50 Prozent Recyclingbeton einsetzen», sagt Hans Ruchti, Leiter Realisierung des Generalplaners Archipel. «Nicht geeignete Teile befinden sich vor allem im Untergrund, im erdberührenden Teil. Dort ist Recyclingbeton wegen des Grundwassers nicht geeignet.» Dazu gehört auch die über 1.70 Meter dicke Bodenplatte, die Unmengen an Beton frass. Von den insgesamt 56 000 Kubikmetern Beton, die im neuen Hauptgebäude verbaut werden, sind laut Ruchti knapp zwei Drittel in Bereichen, für die Recyclingbeton geeignet ist. «Hier streben wir einen möglichst hohen Anteil an.»

Auch im Alltag der Beschäftigten bemüht sich die Projektleitung um möglichst wenig Abfall. So erhält jeder Bauarbeiter eine Trinkflasche, in welche er seine Getränke abfüllen kann. Die Bauleitung will damit Abfälle wie Petflaschen oder andere Einwegpackungen vermeiden. Essen können die Arbeiter im nahegelegenen Personalrestaurant. Ab November 2020, wenn der Innenausbau beginnt und mehr Leute auf der Baustelle arbeiten, wird während zwei Jahren auf der Baustelle ein Restaurant betrieben.



«Grossbaustelle bei laufendem Spitalbetrieb ist eine Gratwanderung»: Reto Vital, stv. Gesamtprojektleiter.

der mit 25 Jahren Berufserfahrung schon viele Baustellen erlebt hat. «Für alles Material steht nur der Bauplatz zur Verfügung, wo wir am Arbeiten sind. Das Material muss deshalb genau auf Zeit angeliefert werden, dann wenn es gebraucht wird.» Westlich des Bauplatzes, zwischen den beiden Personalhäusern, wurde dafür ein Warte- bzw. Abladeplatz für LKWs eingerichtet – insgesamt haben acht Fahrzeuge Platz. «Bringt ein Lastwagen Material, meldet dies der Securitas-Wächter dem Logistiker unseres Teams», erklärt Silvestro. «Wir müssen dann sicherstellen, dass es auf dem Bauplatz Platz hat. Das kann schon eng werden.» Drei Kräne – sie gehören mit bis zu 86 Metern zu den höchsten, die in der Schweiz derzeit in Betrieb sind – transportieren die Ladungen dann an den zugewiesenen Ort. Silvestro betont, dass trotz der engen Verhältnisse bisher keine nennenswerten Unfälle passiert sind.

Neue Zusammenarbeitskultur dank BIM

Der Neubau beim Inselspital ist eines der ersten grossen Bauprojekte in der Schweiz, das mit BIM (Building Information Modelling) geplant und ausgeführt wird. «Die gemeinsame Erarbeitung des BIM-Prozesses mit allen beteiligten Unternehmen war aufwändig, hat sich aber bisher gelohnt», sagt der stellvertretende Gesamtprojektleiter Vital. Alle am Projekt Beteiligten können online auf alle Informationen zugreifen, die in einem digitalen Raumbuch zusammengeführt werden. So könnten alle Informationen fortlaufend systematisch aufgebaut und koordiniert werden. «Der Informationsverlust wird

so auf ein Minimum reduziert, und wir können sicherstellen, dass das Gebäude am Schluss mit den korrekten Informationen in den Betrieb überführt werden kann.»

Auch für Polier Silvestro, der schon früher mit BIM arbeitete, findet es eine gute Sache: «BIM ist für mich eine grosse Erleichterung, insbesondere bei der Arbeitsvorbereitung, der Materialbestellung, beim Erstellen und Ausfüllen von digitalen Checklisten oder beim Ausfüllen der Arbeitsrapporte. Früher musste ich die Informationen mühsam zusammensuchen. Für mich ist klar: BIM ist die Zukunftsvision.»

Weil BIM eine transparente Zusammenarbeit auf Augenhöhe voraussetzt, sei

«Der Neubau beim Inselspital ist eines der ersten grossen Bauprojekte in der Schweiz, das mit BIM geplant und ausgeführt wird.»

auch eine neue Zusammenarbeitskultur entstanden, ergänzt Vital. Das zeige sich etwa darin, dass man auf Konventionalstrafen verzichtet und stattdessen ein Bonussystem eingeführt habe. «Für Schlüssel-Gewerke haben wir Meilensteine mit termingebundenen Boni festgelegt. Je nach Gewerk sind die Boni

unterschiedlich geregelt, wird, im Grundsatz gilt: Wer den Vorgabetermin einhalten kann, bekommt einen Bonus – belohnen statt strafen.» Der guten Zusammenarbeit im Projekt dient auch das Dorf mit insgesamt 82 Containern, das auf einer Stahlplattform über der Freiburgstrasse steht. 38 Container stehen den Projektleitern der einzelnen Gewerke als Büros zur Verfügung, die restlichen dienen der Bauleitung. «Das vereinfacht die Zusammenarbeit zwischen allen beteiligten Firmen enorm und macht die Abläufe kurz und effizient», lobt Vital.

Pepo Hofstetter (Text) und Manu Friedrich (Fotos).



«An grossen Baumaschinen freute ich mich schon als Kind, jetzt ist der Sandkasten einfach etwas grösser geworden»: Hans Ruchti, Leiter Realisierung des Generalplaners.



Das neue Inselspital – hier eine Visualisierung – wird das grösste Spitalgebäude der Schweiz mit dem Minergie-P-Eco-Label sein. Foto: pd

Aus Schutt und Schrott neue Häuser bauen

Beim Glas- und Altpapier-Recycling sind wir Schweizer/innen Weltmeister. Nicht so bei den Bauabfällen: Hier herrscht noch allzu oft eine Wegwerf-mentalität. Jährlich werden 70 bis 80 Milliarden Tonnen Baustoffe verbaut. Aber nur 17 Prozent stammen aus Recycling. An der Qualität liegt es nicht.

Die Schweiz ist ein Betonland. Seit Jahrzehnten beherrscht der Stoff die Bauwelt. Laut einer Studie der Empa sind hierzulande rund 1300 Millionen Tonnen Beton verbaut. Und jedes Jahr kommen 40 Millionen Tonnen hinzu. Dazu braucht es viele natürliche Rohstoffe – Beton besteht zu 80 Prozent aus Kies und Sand. Doch beide Materialien werden immer knapper. Jährlich frisst die Betonproduktion 33 Mio. Tonnen Kies.

Anderseits produziert die Schweizer Bauwirtschaft jährlich einen Riesenberg von Abfällen: 64 Millionen Tonnen

«Die Bauwirtschaft produziert jährlich 64 Millionen Tonnen Abfälle – sieben Tonnen pro Kopf.»

oder gut sieben Tonnen pro Kopf. Es ist mit weitem Abstand der grösste Abfallstrom. Rund 17 Millionen Tonnen steuern der Hoch- und Tiefbau bei (davon sind 15 Mio. Tonnen mineralische Abfälle wie Beton, Sand, Mauerwerk oder Asphalt). 55 Mio. Tonnen bestehen aus Aushubmaterial, vorab aus Tunnelbauten und Baugruben.

Stichwort Kreislaufwirtschaft

«Um die immer knapper werdenden Ressourcen zu schonen und die Landschaft zu schützen ist es dringend nötig, auch in der Bauwirtschaft vermehrt auf die Kreislaufwirtschaft zu setzen», sagt Laurent Audergon, Geschäftsführer von arv Baustoffrecycling Schweiz. Der Branchenverband setzt sich seit dreissig Jahren für einen sorgsamen Umgang mit Rohstoffen und die Wiederverwertung von Baustoffen ein. Kreislaufwirtschaft im Hochbau bedeutet, gebrauchte Baustoffe von ausgedienten Häusern und anderen Bauten konsequent wie-

der zu verwenden, aufzubereiten und daraus neue Bauwerke zu schaffen. «Recycling-Baustoffe können die primären Baustoffe mengenmässig zwar nie vollständig ersetzen», räumt Audergon ein, «aber dennoch ist das Potential riesig». Denn das Bauwerk Schweiz (Gebäude und Infrastrukturbauten) besteht aus über 3000 Millionen Tonnen Baumaterial – die gebaute Stadt ist eine wahre Rohstoffmine («Urban Mining»)!

Die Stadt als Rohstoffquelle

Von den 15 Tonnen mineralischer Abfälle werden heute laut Audergon rund 75 Prozent wiederverwertet. «Doch das tönt besser als es ist», sagt er. «Effektiv werden davon 40 Prozent als hochwertiges Recycling-Granulat für Beton oder Recycling-Asphalt rezykliert». Der Rest dient zumeist als Füllmaterial für Rohrleitungen oder landet ungebunden im Strassenkoffer (sog. «Downcycling»). «Das Material verliert so massiv an Wert, was einem Ressourcenverschleiss entspricht.»

Noch schlechter sieht die Bilanz beim Aushub- und Ausbruchmaterial aus. «Hier werden nur rund 10 Prozent rezykliert, was dem durchschnittlichen Kiesanteil entspricht, der herausgesiebt wird», sagt Audergon. Oft dient es dazu, alte Kiesgruben wiederaufzufüllen. Vom Rest des Materials wird kaum etwas ver-

wendet. Audergons Verband arbeitet derzeit an einem innovativen Projekt, um die stoffliche Wiederverwertung von silt- und tonhaltigen Materialien zu fördern, insbesondere bei der dringend notwendigen Erneuerung von Bahn- und Strassendämmen.

Die Recycling-Pionierin

Eine Pionierin im Recycling von Baustoffen ist die Firma Eberhard mit Sitz in Rümlang (ZH). Seit zwanzig Jahren produziert sie in einer grossen Anlage unmittelbar neben der Startrampe West des Flughafens Zürich aus Bauabfällen hochwertigen Konstruktionsbeton. Patric van der Haegen, Leiter Entwicklung bei Eberhard, führt uns durch die Anlage, es sei die grösste und modernste der Schweiz. Während oben im Minutenrhythmus Flugzeuge wegdonnern, entladen unten LKWs Abbruchmaterialien. Bagger schieben diese zu grossen, nach Bruchstein-, Aushub- oder Mischabfall getrennten Bergen zusammen; Spritzanlagen bewässern das Gelände permanent, um die Staubentwicklung zu vermeiden. Spritz- und Regenwasser werden aufgefangen und für die Betonproduktion verwendet.

«Wie beim Kochen»

Das mineralische Material wird in Brechern zerkleinert und mittels Magneten von Metallen getrennt. Anschliessend wird es in Siebanlagen befördert und nach fünf verschiedenen Körnungen sortiert, jede Körnung mit Hilfe von Windsichtern (Ventilatoren) von Holz- und Plastikteilen gesäubert und in rund



Pionierin im Recycling von Baustoffen: Firma Eberhard in Rümlang (ZH).
Fotos: Michael Schoch

40 Silos gelagert. «Daraus können wir je nach Kundenwunsch perfekte Mischungen von hochwertigem Recyclingbeton herstellen, der es qualitativ mit jedem Primärbeton aufnehmen kann», sagt Eberhard-Mann von der Haegen. Er vergleicht es mit dem Kochen: «Eine gute Aufbereitung, eine gute Zubereitung und eine gute Mischung sind entscheidend!»

Eberhard hat in den letzten zwanzig Jahren rund acht Millionen Tonnen Rückbaumaterialien entgegengenommen und stellte daraus etwa vier Millionen Tonnen Recyclingbeton her. Insgesamt bietet die Firma über 250 verschiedene Sorten an.

«Heute kann jedes Gebäude, egal welcher Höhe, mit hochwertigem Recyclingbeton gebaut werden, und auch für Straßen oder Pisten ist dieser dem Primärbeton absolut gleichwertig – außer vielleicht für sehr stark belastete Brücken», betont van der Haegen. Er versteht nicht, warum das Material nicht stärker nachgefragt wird, gerade auch aus Umweltüberlegungen: «Die Aufbereitung ist technisch kein Problem, die Produkte sind qualitativ gleichwertig, normiert und zertifiziert. Recyclingbeton ist nachhaltig, schont die natürlichen Ressourcen und hilft CO₂ einsparen. Und er ist auch ökonomisch interessant, da günstiger als Primärbeton.» Doch in letzter Zeit habe die Nachfrage eher abgenommen. Den Hauptgrund dafür sieht er im schlechten Image, welches rezyklierte Materialien insbesondere bei Ingenieuren und Architekten haben.

Ein Wunsch an die Poliere

Van der Haegen sieht vor allem die öffentliche Hand – Bund, Kantone, Gemeinden – in der Pflicht. Zumal auch die rechtliche Situation klar sei: «Sowohl die Abfallverordnung VVEA als auch die Bauproduktverordnung halten klar fest, dass Abbruchmaterialien wenn immer möglich wiederverwertet werden sollen. Aber weder die öffentlichen noch die privaten Bauherren scheint dies gross zu kümmern.» Grundsätzlich seien alle Akteure der Bauwirtschaft gefordert, umzudenken, von den Bauherren bis zu den Polieren. Sein Wunsch an letztere: «RC-Beton ist ein gebrochener Stein und deshalb weniger rund als Kies. Deshalb muss man ihn vielleicht etwas mehr vibrieren, vielleicht findet man auch noch ein kleines Stücklein Holz. Aber das ist noch lange kein Grund, auf das ökolo-

gisch viel sinnvollere Material zu verzichten!».

Zürich und Aargau als Vorreiter

Auch Laurent Audergon vom Verband arv Baustoffrecycling sieht den Hauptgrund für das mässige Interesse im schlechten Image. «Abfall ist bei Bauherren, Ingenieuren und Architekten weiterhin negativ konnotiert. Das wollen wir ändern, indem wir positive Praxisbeispiele aufzeigen.»

Und davon gibt es viele. «Für das Minergie Eco Label braucht ein Gebäude unter anderem mindestens 50 Prozent Recyclingbeton. Heute haben wir in der Schweiz 1630 Gebäude, die das erfüllen!» Als besonders vorbildlich erwähnt Audergon Kanton und Stadt Zürich. «Dort ist die Tendenz nicht ein RC-Anteil von 50 oder 55 Prozent, sondern von 90, 95 oder noch mehr. Beim neuen Triemlisital etwa sind es 97 Prozent, beim Erweiterungsbau des Kunsthause fast 100.» Bei der Wiederverwendung von Asphalt spielt der Kanton Aargau eine Pionierrolle. So wird bei Ausschreibungen ein hoher Recyclinganteil bes-



«Alle Akteure der Bauwirtschaft sind aufgefordert, umzudenken, von den Bauherren bis zu den Polieren»: Patric van der Haegen, Leiter Entwicklung bei der Firma Eberhard.

ser bewertet. Und ein im letzten Herbst abgeschlossenes Strassenbau-Pilotprojekt bei Würenlos zeigte, dass ein hoher RC-Anteil von bis zu 80 Prozent ohne Qualitätseinbussen machbar ist.

Pepo Hofstetter

Für eine umwelt- und sozialverträgliche Bauwirtschaft

Gut fürs Klima, gut für die Buezer!

(ph) Die Unia schlägt verschiedene Massnahmen vor, um den CO₂-Ausstoss zu vermindern und den ökologischen Fussabdruck zu reduzieren. Dazu fordert sie einen grünen, sozialverträglichen Umbau der Wirtschaft. Einen ersten Massnahmenkatalog hat die Gewerkschaftszeitung work erarbeitet (siehe www.workzeitung.ch).

Gerade die Bau-Branche hat dabei eine Schlüsselrolle zu spielen – und könnte von einem ökosozialen Umbau mit einem sozial flankierten Investitionsprogramm enorm profitieren:

- Ausbau der öffentlichen Verkehrsinfrastruktur, insbesondere der Bahn
- energetische Sanierung von Gebäuden (Isolation, Fenster, Wärmepumpen, Heizungen, Energieversorgung aus erneuerbaren Quellen)
- Bevorzugung von baustellennahen Firmen bei der Auftragsvergabe, um Transportwege zu minimieren
- Lenkungsabgabe auf nicht erneuer-

baren und umweltbelastenden Baustoffen (Zement, Kies u.a.) und Förderung umweltfreundlicher Baustoffe (Lehm, Holz, Asche aus KVA als Bindemitteler-satz) sowie des Baustoff-Recyclings.

- Förderung von Baumaschinen und Transportfahrzeugen mit Elektro-, Hybride- oder Wasserstoffantrieb (teilweise bereits im Einsatz in der Schweiz)
 - Förderung einer dezentralen Energieversorgung von Baustellen mit erneuerbaren Energien.
- Auch Gesamtarbeitsverträge können einen sozialverträglichen grünen Umbau unterstützen, u.a. mit folgenden Bestimmungen:
- Reduktion von langen Arbeitswegen – sie sollen als Arbeitszeit gelten und vollständig entschädigt werden.
 - Arbeitgeberbeiträge für die Nutzung des ÖV oder umweltfreundlicher individueller Fahrzeuge.
 - Einstellung der Arbeit bei Hitze und Schlechtwetter – ohne Lohnneinbusse.
 - ein Ökolabel für Bau- und Generalunternehmen.

Der Mann für die spezielleren Objekte

Daniel Imgrüth mag, was aus dem Rahmen des Üblichen fällt. In seinem Beruf und in seiner Freizeit.

(ms) Eigentlich ist der 39-jährige Daniel Imgrüth Polier im Bereich Ingenieur Tiefbau bei der Firma Frutiger und spezialisiert auf Kunstdämmen, also etwa auf Tunnel oder Brücken. Eigentlich ist er nach eigener Einschätzung Betonbauer, «aber für die spezielleren Objekte». Eigentlich ist er im Frühjahr 2016 auf seine jetzige Baustelle, den Bahnknotenpunkt Wylerfeld im Osten Berns gekommen, um die Scheiben- und die Stauffacherbrücke über dem Gleisgraben zu erneuern. Deren bisherige Spannbreite bot nicht mehr genügend Platz für die Rampen eines Tunnels, der das Gleisfeld künftig unterqueren soll, um die ebenerdige Kreuzung der Züge von Bern nach Olten einerseits, nach Thun andererseits aufzuheben. Zunächst sollte die ARGE (Frutiger AG/Marti AG) nur die beiden Brücken sowie diverse Querungen bauen. Dann gewann die aber auch das Baulos für das Herzstück des neuen, entflochtenen Wylerfeldes, den Tunnel.

«Von A bis Z»

Und das ist jetzt Imgrüths Ding. Hier gibt er «von A bis Z» den Ton an. Von der Räumung des Gleisfelds über den Aushub des im Tagebau erstellten Tunnels, über die Betonierung bis zur Vor-

schotterung. Der Polier ist ganz offenbar erfahren genug, um sich keine grossen Sorgen über den 872 Meter langen Bau zu machen. Zumindest lässt er sich nichts anmerken.

Sicher, der Tunnel muss gestückelt in vier Etappen erstellt werden, damit der Zugverkehr weiterlaufen kann. Das letzte Stück wird eine Inselbaustelle sein, mit fahrenden Zügen links und rechts. Dann wird sich Imgrüth mit logistischen Herausforderungen rumgeschlagen müssen, der Materialab- und -zufuhr, der Sicherheit seiner Bauleute. Eher mühsam ist wohl auch, dass er aufgrund der engen Platzverhältnisse immer mal wieder für die Umräumung des Materiallagers sorgen muss. Und die Bodenverhältnisse, überall wasserundurchlässiger Lehm, sind bei Regenwetter kein Vergnügen. «In dem Matsch bleiben schon mal die Stiefel stecken.» Aber sonst beschäftigt ihn eher die Ernüchterung aller Tunnelbauer: «Es ist viel Arbeit dafür, dass man nachher nichts davon sieht.»

Zumal nicht viele seiner Kollegen in ihrem Berufsleben bei aufsehenerregenden «Jahrhundertbauwerken» dabei waren. Imgrüth hatte Glück: «Ich durfte am Gotthard-Basistunnel mithelfen. Das wird mir ein Leben lang in Erinnerung bleiben.» Zwar macht er sich da gleich wieder klein und spricht von einem «Puzzleteil, mehr nicht», das er ge-

setzt habe. Doch das sagt viel mehr über seine Bescheidenheit als über seine 18 Monate in Sedrun aus.

Viel herumzureisen und eine Zeitlang an allen möglichen Orten zu leben, das gehört selbstverständlich zu seinem Berufsbild. Er habe schon in Graubünden, im Wallis oder in der Westschweiz gearbeitet. Denn «einen Tunnel hast Du nicht immer vor der Haustür».

Zufälle

Hat ihn diese Abwechslung auch zu seiner Spezialisierung auf Kunstdämmen gereizt? Das sei eher Zufall gewesen, sagt er. Auf den Bau wollte er schon als Junge. Sein Grossvater habe ein kleines Geschäft gehabt, den habe er immer auf die Baustellen begleitet. Nach Lehre und Militärzeit habe er sich zunächst «als Temporärer rumgeschlagen». Dabei kam er zufällig auf den Neubau der Basler Dreirosenbrücke. Und das war es, das hat ihm gefallen. Zum Ende der

«Es ist viel Arbeit dafür, dass man nachher nichts davon sieht.»

Baustelle stellte ihn die Firma, damals schon Frutiger, fest an, damit war seine weitere Karriere lanciert. Er machte die Vorarbeiterausbildung als Tiefbauer und riskierte dann, nach Absprache mit seinem Chef, ohne Baupolierschule gleich auf die eidg. Polierprüfung los zu gehen. Er bereitete sich mit Hilfe seines damaligen Poliers im Selbststudium intensiv vor und er schaffte es, wenn auch nicht gerade mit der berausendsten Note. Aber, sagt er, das sei «nicht so entscheidend» gewesen. «Den Rest musst du draussen zeigen.»

Eher zufällig kam er auch auf eine spezielle Freizeitbeschäftigung, den Besuch von Mittelaltermärkten. Freunde hätten ihn mal mitgenommen und die Mischung aus Markt, Openair-Konzerten, Verkleidung und Festen mit den Freunden habe ihm und seiner Familie gefallen. An fünf bis sechs Wochenenden im Sommer gebe es solche Anlässe. Irgendwann hätten sie jedoch alles gesehen und mittlerweile gingen sie nur noch an speziellere Anlässe.

Und am Montagmorgen geht er dann wieder, ganz normal bekleidet, zu seiner ganz speziellen Arbeit.



Daniel Imgrüth (39): «Ich durfte am Gotthard-Basistunnel mithelfen. Das wird mir ein Leben lang in Erinnerung bleiben.» Bild: Manu Friederich